

---

*Thomas Irvine*, *Listening to China. Sound and the Sino-Western Encounter, 1770–1839.* (New Material Histories of Music.) Chicago, IL, University of Chicago Press 2020. 263 S., 18 Abb., \$ 55,-. // DOI 10.1515/hzhz-2021-1226

---

Martin Rempe, Konstanz

In den letzten Jahren hat sich die Geschichte des Hörens als interdisziplinäres Forschungsfeld etabliert, in dem auch die Geschichtswissenschaft einen festen Platz einnimmt. Wie erkenntnisfördernd disziplinübergreifende Perspektiven in diesem Feld ausfallen können, zeigt die anregende Studie des Musikwissenschaftlers Thomas Irvine über klangliche Begegnungen zwischen Europa und China während des sogenannten Kantonhandels. Irvine erweitert die Geschichte des Hörens in globalgeschichtlicher Perspektive. Er interessiert sich nicht nur dafür, was und wie Europäer während ihrer Chinaaufenthalte hörten, sondern verbindet diese Dimension klanglicher Erfahrung mit der Frage, welche Rolle chinesische Musik im gelehrten europäischen Musikdiskurs spielte und wie sich Vorstellungen über diese Klänge zwischen 1770 und 1839 veränderten. Irvine legt dabei kein enges Verständnis von Musik zugrunde, sondern erörtert minutiös alle möglichen aus Kanton dokumentierten Klangerfahrungen, von Gongschlägen und Bettlergeräuschen bis zu Volksliedern und frühen Formen der Kantonoper; Chinareisende, so Irvine, wussten oft

gar nicht so genau, ob es sich bei diesen *soundscales* um Musik oder Lärm, um Kunst oder Krach handelte. Der Autor folgt so „imperial ears“, die sowohl im Vorstellungs- als auch im Erfahrungsmodus aktiviert wurden.

Viele weitere Theorieanleihen vom Postkolonialismus bis zur *new musicology* kritisch würdigend, geht es Irvine letztlich darum, zur Dekolonisierung der Musikwissenschaft und ihren universalistischen Meistererzählungen beizutragen. Was heißt das konkret? Irvine breitet vor allem zwei Thesen aus: Die erste lautet, dass bedeutende europäische Musikschriftsteller der Zeit ihre musikalischen Ansichten und musikgeschichtlichen Narrative aus einer global vergleichenden Perspektive entwickelten. Nach einem konzisen Überblick zum musikalischen Chinadiskurs der Aufklärung mit Wolff, Rameau, Rousseau und Herder als zentralen Protagonisten wird Charles Burneys Beschäftigung mit chinesischer Musik in zwei Kapiteln erörtert, bevor die Ansichten von Nikolaus Forkel und Adolph Bernhard Marx zur Diskussion stehen. Unterbrochen werden diese ideengeschichtlichen Analysen von zwei Abschnitten, die sich den Klangerfahrungen in Kanton allgemein und dem Sound der Macartney Mission 1792–94 im Detail widmen. Insgesamt ergibt sich ein luzides Narrativ des „feedback loop“: Chinareisende kamen mit gewissen klanglichen Vorannahmen im Gepäck nach Kanton und prägten mit ihren Berichten wiederum europäische Musikforscher, die selbst nie chinesische Musik gehört hatten. Zu jenen gehörten auch Burney, Forkel und Marx. Dass die drei ihre musikgeschichtlichen Überzeugungen mit Blick auf China gewannen, leuchtet allerdings für Burney stärker ein als für Forkel oder Marx: Während der Brite ausgiebig Materialien über chinesische Musik sammelte und ihn das Problem der Diskrepanz zwischen chinesischer Hochkultur und vermeintlich simpler Musikkultur Jahrzehnte umtrieb, blieb das Chinainteresse der beiden deutschen Musikschriftsteller doch recht überschaubar.

Irvines zweite These besagt, dass die – am klarsten von Marx formulierte – Idee der Universalität westlicher Kunstmusik und ihre Verbreitung mit einer Abwertung chinesischer Musik einherging und insofern aufs Engste mit dem europäischen Imperialismus verflochten gewesen sei: Ganz im Gegensatz zum vielstimmigen Diskurs um 1770 habe sich 1839, beim Ausbruch des Ersten Opiumkrieges, kaum noch jemand in Europa positiv über chinesische Musik geäußert. Wie weit dieses spezifisch auf China gemünzte Argument trägt, ob sich also die Annahme westlicher Universalität nicht auch ohne Bezugnahme auf chinesische Klänge etabliert hätte, ist freilich eine offene Frage, die die auch sprachlich elegante Studie

nicht abschließend klären kann. Irvines insgesamt beeindruckendes Buch lässt sich daher ebenso sehr als Beitrag zur Globalisierung wie zur Dekolonisierung der Musikwissenschaft lesen. Beides ist hochaktuell und wird gewiss für weitere Diskussion sorgen.